

27. Phänomenale Begriffe

Dies ist ein Vorabdruck von:

Fürst, Martina, „Phänomenale Begriffe“, veröffentlicht in: Handbuch Philosophie des Geistes. Herausgegeben von V. Hoffmann-Kolss und N. Rathgeb, 2024, Metzler.

Die finale authentifizierte Version ist online verfügbar unter <https://link.springer.com/book/9783476025999>

Viele unserer Bewusstseinszustände sind dadurch charakterisiert, dass es *irgendwie für uns ist* (Nagel 1974), in diesen Zuständen zu sein. In der Philosophie des Geistes werden derartige Zustände als ‚phänomenale Zustände‘ bezeichnet. ‚Phänomenale Begriffe‘ sind nun spezielle Begriffe, mittels derer wir uns auf phänomenale Zustände beziehen. Paradigmatische Beispiele für phänomenale Zustände, von denen wir einen phänomenalen Begriff besitzen können, sind das bewusste Erlebnis, die Farbe Blau zu sehen, den Klang einer Violine zu hören oder Schmerz zu fühlen. Zentral ist, dass sich phänomenale Begriffe auf besondere Art und Weise auf diese Zustände beziehen – sie konzeptualisieren sie anhand ihrer subjektiven, phänomenalen Eigenschaften (d.h. anhand ihrer ‚Qualia‘). (In der Literatur findet sich sowohl die These, dass sich phänomenale Begriffe auf phänomenale Zustände beziehen, als auch die These, dass sie sich auf deren phänomenale Eigenschaften beziehen. Im Folgenden wird der Einfachheit halber davon ausgegangen, dass sich phänomenale Begriffe auf phänomenale Zustände beziehen.)

Phänomenale Begriffe sind für eine Vielzahl an Diskussionen in der zeitgenössischen Philosophie des Geistes relevant. Sie spielen eine zentrale Rolle in der Debatte, ob phänomenale Zustände auf physikalische Zustände reduzierbar sind (die These des ‚Physikalismus‘, s. Kap. 9–10) oder ob ihnen ein eigenständiger ontologischer Status zukommt. Phänomenale Begriffe bieten eine Möglichkeit, den Physikalismus gegen anti-physikalistische Argumente zu verteidigen, indem argumentiert wird, dass die spezielle Konzeptualisierung phänomenaler Zustände unsere Intuitionen über deren metaphysische Natur beeinflusst. Darüber hinaus erhellen phänomenale Begriffe auch erkenntnistheoretische Fragen der Philosophie des Geistes. Sie erklären unseren direkten Zugang zu phänomenalen Zuständen sowie die Spezifika phänomenalen Wissens (d.h. des Wissens, wie es ist, in einem bestimmten Bewusstseinszustand zu sein). (Des Weiteren können phänomenale Begriffe auch hilfreich sein, um epistemische Ungerechtigkeit aufzulösen; vgl. Fürst, 2023). Schließlich sind phänomenale Begriffe auch im Rahmen einer generellen Begriffs-Theorie interessant, da es sich um eine spezielle Art von Begriffen handelt, die außergewöhnliche Eigenschaften besitzen.

Der erste Abschnitt erörtert zunächst die zentralen Charakteristika phänomenaler Begriffe. Der zweite Abschnitt ist dem Hauptanwendungsgebiet phänomenaler Begriffe gewidmet, nämlich deren Erklärungskraft in Bezug auf anti-physikalistische Intuitionen und Argumente. Im dritten und vierten Abschnitt werden verschiedene Theorien phänomenaler Begriffe vorgestellt und skizziert, auf welche Weise sie die metaphysischen und epistemischen Fragestellungen bezüglich phänomenaler Zustände erhellen. Den Abschluss bildet der Hinweis auf eine generelle Kritik an Theorien phänomenaler Begriffe.

27.1 Charakterisierung phänomenaler Begriffe

Was macht phänomenale Begriffe so außergewöhnlich? Die wesentliche Besonderheit phänomenaler Begriffe ist, dass sie sich auf spezielle Art und Weise auf ihre Referenten beziehen. Manche Philosophinnen diskutieren noch weitere Spezifika. So wird oftmals auf die speziellen Erwerbsbedingungen phänomenaler Begriffe hingewiesen. Einige Philosophinnen fokussieren darüber hinaus auf deren außergewöhnliche Präsentationsweise (z.B. Loar 1990/1997; Balog 2012), während andere (Papineau 2007) hervorheben, dass phänomenale Begriffe auf besondere Weise realisiert sind, d.h. ein spezielles Vehikel besitzen. Die Besonderheit phänomenaler Begriffe kann anhand jedes einzelnen dieser Charakteristika und auch anhand einer Kombination dieser Charakteristika ausgearbeitet werden. Im Folgenden werden diese der Reihe nach erörtert. (Eine genaue Darstellung, wie die konkurrierenden Theorien phänomenaler Begriffe deren Spezifika erklären, findet sich im Abschnitt 27.3.)

Direkte Referenz: Zunächst zur speziellen *Referenz* phänomenaler Begriffe. Phänomenale Begriffe beziehen sich auf phänomenale Zustände und stellen den Bezug aufgrund des phänomenalen Charakters (d.h. mittels der Eigenschaft, wie es ist, in dem relevanten Zustand zu sein) dieser Zustände her. Zentral ist, dass sich phänomenale Begriffe in ihrem basalen Gebrauch *direkt* auf ihre Referenten beziehen.

Man kann z.B. auf der Grundlage eines aktuellen Blau-Erlebnisses den diesbezüglichen phänomenalen Begriff anwenden und dieser bezieht sich dann anhand der Eigenschaft, wie es ist, blau zu sehen, direkt auf den Zustand. Der direkte Bezug kommt dadurch zustande, dass sich im basalen Gebrauch sowohl der Begriff als auch ein *Token* (d.h. ein Einzelvorkommnis) der Referenzklasse des Begriffs in unserem Geist wiederfindet und der Bezug daher ohne einen vermittelnden Aspekt, der sich vom Referenten unterscheidet, erfolgt. (Wenn wir uns auf vergangene phänomenale Zustände oder auf phänomenale Zustände anderer Personen beziehen, kommen phänomenale Begriffe hingegen in ihrer derivativen Anwendung zum Tragen. Dieser Bezug gilt dann nicht mehr als direkt. Ebenso referieren andere Begriffsarten, die sich auf phänomenale Zustände beziehen, z.B. psychologische Begriffe, nur indirekt auf phänomenale

Zustände. Im Falle psychologischer Begriffe ist der Bezug beispielsweise durch eine funktionale Charakterisierung festgelegt [s. Kap. 14 und Chalmers 2007]).

Eine Konsequenz dieser speziellen, direkten Referenzweise ist, dass phänomenale Begriffe als *semantisch stabil* gelten. Das bedeutet, dass eine Veränderung des Kontextes keine Veränderung des Bezuges nach sich zieht – ein phänomenaler Begriff bezieht sich somit in allen möglichen Welten auf denselben Referenten. Bemerkenswert ist des Weiteren, dass diejenige Eigenschaft, die die direkte Referenz eines phänomenalen Begriffs festlegt, in der Subjekt-Perspektive (oder auch *Erste-Person-Perspektive*) gegeben ist. Daraus ergeben sich nun spezielle Bedingungen für den Erwerb phänomenaler Begriffe.

Erwerbsbedingungen und begriffliche Isolation: Viele Philosophen meinen, dass phänomenale Begriffe nur unter der Bedingung erworben werden können, dass man in dem bewussten phänomenalen Zustand gewesen ist, auf den sich der jeweilige Begriff bezieht. Das heißt, ich kann nur dann einen phänomenalen Begriff eines Blau-Erlebnisses erwerben, wenn ich selbst bereits einmal ein Blau-Erlebnis hatte. (Im Gegensatz dazu kann man andere Begriffe von phänomenalen Zuständen, z.B. den kennzeichnenden Begriff eines Blau-Erlebnisses als ‚das bevorzugte Farberlebnis von Yves‘, auch erwerben, ohne selbst in diesem phänomenalen Zustand gewesen zu sein). Das bedeutet, dass phänomenale Begriffe in einem notwendigen Abhängigkeitsverhältnis zu dem bewussten Vorkommen ihres Referenten stehen.

Hinzu kommt, dass es für den Erwerb phänomenaler Begriffe aber auch hinreichend ist, dass man sich in dem relevanten Zustand befindet, sich dieses Zustandes gewahr ist und ihn konzeptualisiert. Selbst wenn sich phänomenale Begriffe auf physikalische – z.B. neurophysiologische Zustände – beziehen (wie Physikalistinnen behaupten), bedarf es dennoch keines physikalischen Wissens, um den phänomenalen Begriff zu erwerben. Mehr noch: Phänomenale Begriffe stehen in keinem logisch-begrifflichen Zusammenhang mit physikalischen Begriffen. Dies ist insofern relevant, als Physikalistinnen phänomenale Begriffe und physikalische Begriffe als zwei Arten von Begriffen ansehen, die ein und denselben physikalischen Zustand herausgreifen können (s. Abschn. 27.2).

Dies führt schließlich zu einem weiteren Spezifikum phänomenaler Begriffe: Da phänomenale Begriffe nicht a priori von physikalischen Begriffen herleitbar sind, sondern nur aufgrund eines bewussten Erlebnisses erworben werden können, gelten sie als isoliert von anderen Begriffen. Das bedeutet, keine Menge an physikalischen Begriffen bezüglich z.B. Blau-Erlebnissen reicht aus, um den phänomenalen Begriff von Blau-Erlebnissen herzuleiten.

Präsentationsweise und Vehikel: Die Präsentationsweise eines Begriffes bezeichnet die Art und Weise, wie der Begriff seinen Referenten darstellt. Die Frage nach der Präsentationsweise phänomenaler Begriffe wird unterschiedlich beantwortet. Manche Philosophen sehen die

Besonderheit darin, dass phänomenale Begriffe keine oder eine leere Präsentationsweise haben, da sie zu den hinweisenden Begriffen zu zählen sind (z.B. Levin 2007). Andere (z.B. Loar 1990/1997; Balog 2012; Fürst 2014) meinen hingegen, dass phänomenale Begriffe eine spezielle Präsentationsweise besitzen, die nicht als eine Beschreibung zu verstehen ist, die man mit dem Begriff verknüpft. Vielmehr fungiert ein Token des Referenten selbst als Präsentationsweise des phänomenalen Begriffs.

Eine weitere Möglichkeit besteht darin, die Besonderheit der Natur phänomenaler Begriffe nicht an ihrer Präsentationsweise, sondern an ihrem Vehikel festzumachen. So vertritt z.B. David Papineau (2007) die These, dass phänomenale Begriffe von gespeicherten Wahrnehmungsmustern (*sensory templates*) realisiert sind. Diese sensorischen Muster werden anhand von Sinneserfahrungen gebildet und können dann sowohl als Vehikel für Wahrnehmungsbegriffe verwendet werden, um sich auf externe Wahrnehmungsobjekte (z.B. einen Vogel) zu beziehen, als auch als Vehikel für phänomenale Begriffe, um sich auf das Wahrnehmungserlebnis (z.B. ein Vogel-Erlebnis) zu beziehen. Die Besonderheit des phänomenalen Begriffs ist nun, dass dessen Vehikel zugleich ein Token von dessen Referenten ist. (Dies unterscheidet u.a. phänomenale Begriffe von Wahrnehmungsbegriffen).

Da phänomenale Begriffe derart speziell sind, hat ihr Gebrauch bedeutende Konsequenzen für unser Verständnis von phänomenalen Zuständen. Der folgende Abschnitt erörtert die Erklärungskraft phänomenaler Begriffe in Bezug auf metaphysische Theorien und erkenntnistheoretische Besonderheiten phänomenaler Zustände.

27.2 Die Strategie phänomenaler Begriffe und anti-physikalistische Argumente

Ein zentrales Thema der Philosophie des Geistes ist die Frage, ob mentale Zustände auf physikalische Zustände reduziert werden können. Wenn diese Frage positiv beantwortet wird, ist die resultierende Position ein Physikalismus bezüglich des Geistes. Phänomenale Zustände stellen eine Herausforderung für den Physikalismus dar, die darin besteht, dass es nicht unmittelbar einsichtig ist, wie ein phänomenaler Zustand (etwa das Erlebnis, Blau zu sehen) auf einen physikalischen Zustand (etwa einen bestimmten Gehirnzustand) reduziert werden kann. Anhand dieser Besonderheit wurden anti-physikalistische Argumente entwickelt, die nahelegen, dass phänomenale Zustände einen eigenständigen metaphysischen Status besitzen und sich nicht auf physikalische Zustände reduzieren lassen. Die Bekanntesten dieser anti-physikalistischen Argumente sind das *Argument des unvollständigen Wissens* (Jackson 1982), das *Argument von der Vorstellbarkeit philosophischer Zombies* (Block 1980; Chalmers 1996) und das *Argument der Erklärungslücke* (Levine 2001) (s. Kap. 14, 25). In der Analyse dieser anti-physikalistischen Argumente kommen nun phänomenale Begriffe ins Spiel.

In der zeitgenössischen Debatte über die Reduzierbarkeit des Geistes kommt der sogenannten ‚Strategie phänomenaler Begriffe‘ (Stoljar 2005) ein zentraler Stellenwert in der Verteidigung des Physikalismus zu. Philosophen, die diese Strategie anwenden, nehmen die Intuitionen ernst, die den anti-physikalistischen Argumenten zugrunde liegen. Sie gehen jedoch davon aus, dass es dennoch gute Gründe gibt, den Physikalismus für wahr zu halten, und möchten daher eine Erklärung für anti-physikalistische Intuitionen anbieten. Genauer gesagt: Das Ziel dieser Strategie ist, zu erklären, warum wir die – aus physikalistischer Sicht irreführende – Intuition besitzen, dass phänomenale Zustände nicht auf physikalische Zustände reduzierbar sind. Dies liegt der Strategie phänomenaler Begriffe zufolge daran, dass wir uns auf phänomenale Zustände auf zwei Arten beziehen können. Erstens können wir uns auf einen phänomenalen Zustand aus unserer subjektiven Perspektive beziehen und diesen in Form von phänomenalen Begriffen konzeptualisieren. Wir denken dann an den relevanten Zustand mittels seiner Qualia (d.h. anhand der Eigenschaften, wie es ist, in dem Zustand zu sein) und beziehen uns somit direkt auf ihn. Zweitens können wir uns mithilfe von objektiven, physikalischen Begriffen auf denselben Zustand beziehen, etwa indem wir einen neurophysiologischen oder funktionalen Begriff verwenden. Nun können sich zwei Begriffe verschiedener Begriffsarten aber auf ein und denselben Referenten beziehen – so wie man sich mit dem indexikalischen Begriff ‚heute‘ und dem Begriff ‚Montag‘ auf ein und denselben Tag beziehen kann. Daher könnten sich phänomenale und physikalische Begriffe ebenso auf ein und denselben physikalischen Zustand beziehen.

An diesem Punkt kommt die oben besprochene Einsicht zum Tragen, dass phänomenale Begriffe außergewöhnlich sind; z.B. beziehen sie sich direkt auf ihre Referenten und können nur unter speziellen Bedingungen erworben werden. Im Rahmen der Strategie phänomenaler Begriffe ist ein Spezifikum besonders relevant: Phänomenale Begriffe sind von physikalischen Begriffen in der Hinsicht isoliert, dass sie nicht von Letzteren herleitbar sind und uns deren Ko-Referenz somit nicht einsichtig ist. Das heißt, selbst wenn phänomenale Zustände de facto auf physikalische Zustände reduzierbar sind, ist uns die physikalische Natur phänomenaler Zustände nicht einsehbar, da wir diese aus der Subjektperspektive phänomenal konzeptualisieren. Somit muss die zentrale Intuition, die den anti-physikalistischen Argumenten zugrunde liegt, nicht mehr als Indikator für die ontologische Irreduzibilität von phänomenalen Zuständen auf physikalische Zustände angesehen werden. Die Wurzel der anti-physikalistischen Intuition liegt vielmehr in der Verwendung unterschiedlicher Begriffsarten und deren Besonderheiten, anstatt in der ontologischen Verschiedenheit der Referenten dieser Begriffe.

Nachfolgend werden diese anti-physikalistischen Argumente kurz zusammengefasst und die jeweilige Antwort der Strategie phänomenaler Begriffe dargestellt.

Das Argument des unvollständigen Wissens: Das Argument des unvollständigen Wissens wurde von Frank Jackson (1982) entwickelt und basiert auf folgendem Gedankenexperiment: Mary ist eine physikalisch-allwissende Wissenschaftlerin, die sich auf Farbwahrnehmung spezialisiert hat. Das heißt, sie besitzt vollständige physikalische Information bezüglich menschlicher Farbwahrnehmung. Mary lebt jedoch in einem schwarz-weißen Raum und hat selbst noch niemals Farben gesehen. Eines Tages verlässt sie erstmals den schwarz-weißen Raum, erblickt eine reife Tomate und hat somit ihr erstes Rot-Erlebnis. Die zentrale Frage ist nun: Wird die physikalisch-allwissende Mary aufgrund dieses ersten Rot-Erlebnisses etwas Neues lernen? Jackson meint, dass Mary etwas Neues lernt – nämlich wie es ist, Rot zu sehen. Wenn dies der Fall ist, dann ist ihr vollständiges physikalisches Wissen aber nicht vollständiges Wissen *simpliciter*. Es gibt also Tatsachen, nämlich wie es ist, Farben zu sehen, die Mary trotz ihres vollständigen physikalischen Wissens nicht wusste. Daraus schließt Jackson, dass es nicht-physikalische Tatsachen gibt und der Physikalismus falsch ist.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten für Physikalistinnen, auf das Argument des unvollständigen Wissens zu reagieren. Die Strategie der phänomenalen Begriffe ist jedoch besonders vielversprechend, weil sie die zentrale Intuition, dass die physikalisch-allwissende Mary aufgrund ihres ersten Farberlebnisses etwas Neues lernt, anerkennt und erklärt. Die Erklärung des Gedankenexperiments lautet folgendermaßen: Mary besitzt alle physikalischen Begriffe bezüglich Farbwahrnehmung, erwirbt jedoch einen neuen, phänomenalen Begriff, wenn sie ihr erstes Rot-Erlebnis hat. Phänomenale Begriffe haben nun spezielle Erwerbsbedingungen und sind von physikalischen Begriffen isoliert – daher lassen sie sich nicht a priori von Letzteren herleiten. Aus diesem Grund konnte Mary von ihrem vollständigen physikalischen Wissen auch nicht herleiten, wie es ist, Rot zu sehen. Zentral ist weiter, dass sich der physikalische Begriff von Rot-Erlebnissen, den sie bereits besaß, und der neue phänomenale Begriff von Rot-Erlebnissen jedoch auf ein und denselben Referenten beziehen – einen physikalischen Zustand. Mary lernt also etwas in dem Sinne, dass sie eine neue Zugangsweise zu einer ihr bereits bekannten, physikalischen Tatsache erlangt. Die Strategie phänomenaler Begriffe hebt den Hiatus zwischen phänomenalen und physikalischen Begriffen hervor und erklärt dadurch Marys Lernfortschritt. Daraus lässt sich jedoch nur auf zwei Arten von Begriffen schließen, und nicht auf die ontologische These, dass es zwei Arten von Tatsachen gibt, nämlich physikalische und phänomenale.

Die Vorstellbarkeit von philosophischen Zombies: Ein weiteres einflussreiches anti-physikalistisches Argument basiert auf der Vorstellbarkeit philosophischer Zombies (Chalmers 1996; Block 1980). Ein philosophischer Zombie ist ein Wesen, das in physikalischer und funktionaler Hinsicht einem Menschen vollkommen gleicht. Der einzige Unterschied zu einem Menschen besteht darin, dass der Zombie keine phänomenalen Zustände besitzt, d.h., für einen philosophischen Zombie ist es

nicht irgendwie, Blau zu sehen oder Schmerzen zu empfinden. Viele Philosophinnen teilen die Intuition, dass ein solches Wesen vorstellbar ist. Die Vorstellbarkeit basiert darauf, dass es keine logisch-notwendigen Zusammenhänge zwischen physikalischen und phänomenalen Zuständen zu geben scheint, so dass man nicht a priori von dem Vorliegen Ersterer auf das Vorliegen Letzterer schließen könnte. Von der Vorstellbarkeit philosophischer Zombies wird dann in einem zweiten Schritt auf deren metaphysische Möglichkeit geschlossen. Wenn jedoch philosophische Zombies metaphysisch möglich sind (und somit physikalische Gleichheit nicht notwendigerweise phänomenale Gleichheit impliziert), dann ist der Physikalismus falsch.

Die Strategie phänomenaler Begriffe kann nun folgendermaßen angewendet werden, um dieses Argument zu entkräften. Die Vorstellbarkeit philosophischer Zombies wird zuerst anerkannt und dann aufgrund der Besonderheiten phänomenaler Begriffe erklärt. Die Vorstellbarkeit beruht darauf, dass uns das Gedankenexperiment dazu aufruft, einen mentalen Zustand, etwa ein Schmerzerlebnis, auf zweierlei Weise zu konzeptualisieren – einmal anhand von physikalisch-funktionalen Begriffen und einmal anhand von phänomenalen Begriffen. Da diese beiden Arten von Begriffen voneinander isoliert sind, ist uns die Ko-Referenz dieser Begriffe nicht einsichtig und das Szenario vorstellbar. Dies wiederum führt zu der (falschen) Intuition, dass der relevante physikalische und phänomenale Zustand getrennt voneinander vorkommen könnten. Dies ist jedoch metaphysisch unmöglich. Die gegenteilige Intuition ist dem Gebrauch phänomenaler Begriffe und deren begrifflicher Isolation geschuldet und kann somit erklärt werden, ohne einen anti-physikalistischen Schluss bezüglich der Ontologie mentaler Zustände zu ziehen.

Das Argument der Erklärungslücke: Ein drittes Argument fokussiert auf eine Schwäche reduktionistischer Theorien des Geistes. Reduktionistische Theorien haben typischerweise den Anspruch, das reduzierte Phänomen anhand der Reduktion zu *erklären*. Im Idealfall ist eine reduktionistische Aussage wie ‚Temperatur ist identisch mit der mittleren kinetischen Energie der Moleküle eines Gases‘ vollständig explanatorisch in dem Sinne, dass sich aus der mittleren kinetischen Energie der Moleküle alle Aspekte des Phänomens ‚Temperatur‘ herleiten lassen. Das heißt, aufgrund der reduktionistischen Theorie erschließt sich dann z.B., *warum* die Temperatur von Wasser steigt, wenn die mittlere kinetische Energie von H₂O Molekülen steigt.

Joseph Levine (2001) argumentiert nun, dass es zwischen physikalischen und phänomenalen Beschreibungen von phänomenalen Zuständen eine Erklärungslücke gibt, die sich nicht schließen lässt. Keine physikalische Beschreibung eines phänomenalen Zustandes erklärt nämlich, *warum* sich dieser Zustand auf eine bestimmte Art und Weise anfühlt. Ferner gibt es auch keine Brückenprinzipien (s. Kap. 10, 25), die diese Erklärungslücke schließen könnten. Die Reduzierbarkeit phänomenaler Zustände auf physikalische Zustände wird daher von Physikalisten

nur behauptet, aber die Reduktionsaussagen besitzen nicht die nötige Erklärungskraft, die anderen reduktionistischen Aussagen zu eigen ist.

Auch in diesem Fall kann der Hinweis auf phänomenale Begriffe erhellend sein. Die Erklärungslücke kann als Resultat der Anwendung verschiedener Begriffsarten angesehen werden. Während phänomenale Begriffe den phänomenalen Charakter eines mentalen Zustands ins Zentrum rücken, lassen physikalische Begriffe des mentalen Zustandes genau diesen phänomenalen Charakter aus. Dies führt dazu, dass sich phänomenalen Begriffe nicht von physikalischen Begriffen herleiten lassen. Folglich besitzt die reduktionistische Behauptung, dass sich ein bestimmter, phänomenal konzeptualisierter Zustand (z.B. Schmerz), auf einen physikalischen Zustand (z.B. C-Faser-Erregung) reduzieren lässt, keine vollständige Erklärungskraft.

27.3 Physikalistische Theorien phänomenaler Begriffe

Wie bereits dargelegt, sind phänomenale Begriffe außergewöhnlich. Zu ihren zentralen Charakteristika zählen u.a. ihre besondere Referenzweise, die einzigartigen Erwerbsbedingungen und die Isolation von anderen Begriffen. Anhand dieser drei Spezifika können sie schwierige Rätsel bezüglich des phänomenalen Bewusstseins erhellen. Aber was sagen diese Charakteristika über die Natur des phänomenalen Begriffs selbst? Auf welche Begriffsarten treffen diese Charakteristika zu? Anders gefragt: Welche Art von Begriff ist nun ein phänomenaler Begriff genau?

In der Literatur der letzten dreißig Jahre finden wir eine Vielzahl ausgefeilter Theorien phänomenaler Begriffe. (Für eine Klassifikation der Begriffe von phänomenalen Zuständen siehe Chalmers 2003; für eine detaillierte Klassifikation der Theorien phänomenaler Begriffe siehe Balog 2009). Diese Theorien stimmen darin überein, dass phänomenale Begriffe besonders sind, sie sind sich jedoch uneinig darüber, wie diese Besonderheit am besten zu erklären ist. Die konkurrierenden Theorien lassen sich grob in folgende Gruppen einteilen.

- 1) Ausgangspunkt vieler zeitgenössischer Theorien phänomenaler Begriffe ist Brian Loar's Artikel *Phenomenal States* (1990/1997), da darin der Grundgedanke, dass es eine spezielle Art und Weise gibt, phänomenale Zustände zu konzeptualisieren, erstmals detailliert entwickelt wird. Loar zufolge sind phänomenale Begriffe spezielle ‚Wiedererkennungsbegriffe‘, die zu den Typen-Demonstrativa zählen und die sich direkt auf ihre Referenten beziehen. Der direkte Bezug kommt dadurch zustande, dass die Präsentationsweise des Begriffes ein Token des phänomenalen Zustandes involviert, auf den sich der Begriff bezieht. Loar's Theorie phänomenaler Begriffe nimmt einen besonderen Stellenwert ein, da sein Modell mehrere Merkmale vereint (den Wiedererkennungsaspekt, die demonstrative

Funktion und die Verwendung eines Tokens des Referenten), die in den nachfolgenden Theorien getrennt wiederaufgegriffen wurden.

- 2) Manche Theorien konzentrieren sich auf den Wiedererkennungs-Aspekt. Deren Vertreter (z.B. Carruthers 2000; Diaz-Leon 2016; Tye 2000) meinen, dass wir uns mit einem phänomenalen Begriff immer auf genau denjenigen bewussten Zustand beziehen, den wir gerade als den Zustand mit einem bestimmten phänomenalen Charakter wiedererkennen. Dementsprechend verteidigen diese Philosophen die Theorie, dass phänomenale Begriffe spezielle ‚Wiedererkennungs-Begriffe‘ sind.
- 3) Andere Theorien fokussieren auf den hinweisenden Aspekt phänomenaler Begriffe. Diesen Theorien zufolge sind phänomenale Begriffe *demonstrative* Begriffe (Levin 2007) (oder auch *indexikalische Begriffe* [Ismael 1999; Perry 2001]), die Gehirnzustände indexikalisch herausgreifen.
- 4) Schließlich werden Modelle verteidigt, die auf der Überlegung basieren, dass phänomenale Begriffe phänomenale Zustände *verwenden*, um sich auf diese Zustände zu beziehen. Dies kann auf verschiedene Arten interpretiert werden. Der Gebrauch phänomenaler Zustände kann als eine Form des Zitierens angesehen werden und phänomenale Begriffe daher als Zitations-Begriffe („quotational concepts“ [Papineau 2002]) charakterisiert werden. Einer alternativen Interpretation zufolge sind phänomenale Begriffe teilweise von phänomenalen Zuständen konstituiert (z.B. Balog 2012; Chalmers 2003; Fürst 2014; Hill/McLaughlin 1999).

All diese Theorien bieten unterschiedliche Modelle an, um die Besonderheiten phänomenaler Begriffe zu erklären. Wie schon gesagt, stimmen die meisten Philosophinnen aber darin überein, dass eine adäquate Theorie zumindest drei Charakteristika phänomenaler Begriffe erfassen soll: die spezielle Referenzweise, die außergewöhnlichen Erwerbsbedingungen und die begriffliche Isolation. Wie erklären nun die genannten Modelle diese drei Spezifika?

Zunächst zur speziellen Referenzweise. Das Wiedererkennungs-Modell, ebenso wie das demonstrative Modell, erklärt den direkten Bezug phänomenaler Begriffe anhand der hinweisenden Komponente, die einen phänomenalen Zustand als ‚*dieser* Zustand_____‘ herausgreift (der Unterstrich soll signalisieren, dass an dieser Stelle ein Token des Referenten einzusetzen ist). Diese Modelle sind mit dem Physikalismus kompatibel, da die hinweisende Komponente einem anerkannten Begriffsmodell folgt und phänomenale Eigenschaften keine zentrale Rolle in der Präsentationsweise oder in dem Vehikel des Begriffes spielen. Folglich teilen diese Theorien oft die Ansicht, dass phänomenale Begriffe keine spezielle Präsentationsweise haben (vgl. Levin 2007) und

sehen den phänomenalen Begriff und dessen Referenten als zwei voneinander unabhängige Entitäten an.

Im Gegensatz dazu postulieren die konstitutionellen Modelle einen engen Zusammenhang von Begriff und Referent. Diesen Modellen zufolge ist ein Token des Referenten ein konstitutiver Teil des Begriffes selbst – z.B. ist ein aktuelles Blau-Erlebnis Teil des phänomenalen Begriffs von Blau-Erlebnissen. Der phänomenale Zustand, welcher konstitutiver Teil des Begriffs ist, ist hier auch der entscheidende Faktor, der den direkten Bezug festlegt. Dies hat zur Folge, dass der phänomenale Begriff semantisch stabil ist und sich in allen möglichen Welten auf denselben Referenten bezieht.

Die spezielle Referenzfestlegung anhand von Konstitution mag aus physikalistischer Sicht seltsam erscheinen. Tatsächlich wird diese These u.a. anti-physikalistisch ausgelegt und die Referenzfestlegung z.B. anhand des selbstpräsentierenden Charakters (Fürst 2014) oder anhand der Bekanntschaft mit dem Referenten des Begriffs (Chalmers 2003) erklärt. Es gibt jedoch auch physikalistische Ansätze, Referenzfestlegung anhand von Konstitution zu erklären. Eine Option ist, diese mit linguistischem Zitieren in Zusammenhang zu bringen. Wenn ein Wort zitiert wird, ist ein Token des Ausdruckes, auf dessen Typ man sich bezieht, konstitutiver Teil des Zitationsausdrucks und legt die Referenz fest. Manche Physikalisten (z.B. Papineau 2002) meinen nun, dass phänomenale Begriffe ähnlich funktionieren, da sie ein Token des Referenten zitierend verwenden, um sich auf diesen zu beziehen.

Das zweite Spezifikum phänomenaler Begriffe, deren spezielle Erwerbsbedingungen, erklären die konkurrierenden Modelle phänomenaler Begriffe wie folgt: Die hinweisenden Modelle und die Wiederkennungsmodelle heben hervor, dass ein Token des Referenten gegeben sein muss, um auf diesen hinzuweisen oder diesen wiederzuerkennen. Folglich muss man auch in dem bewussten phänomenalen Zustand gewesen sein, um einen phänomenalen Begriff von diesem Zustand zu erwerben. Den konstitutionellen Modellen zufolge ist ein Token des Referenten sogar ein konstitutiver Teil des phänomenalen Begriffs. Dementsprechend kann auch diesem Modell zufolge der Begriff nicht erworben werden, ohne dass man den relevanten Zustand instanziiert.

Das dritte Desideratum für Theorien phänomenaler Begriffe ist, zu erklären, warum phänomenale Begriffe von physikalischen Begriffen *isoliert*—d.h. von physikalischen Begriffen nicht a priori herleitbar—sind. Dieses Spezifikum ist ein zentraler Faktor der Strategie phänomenaler Begriffe, da die begriffliche Isolation phänomenaler Begriffe die Intuition der ontologischen Verschiedenheit von phänomenalen und physikalischen Zuständen erhellt. Demonstrative/indexikalische Modelle erklären die Isolation phänomenaler Begriffe anhand des Hinweises, dass indexikalische Begriffe generell von nicht-indexikalischen Begriffen isoliert sind. Sind phänomenale Begriffe also indexikalische Begriffe, ergibt sich daraus ihre begriffliche

Isolation und es wird klar, warum phänomenale Begriffe nicht von physikalischen Begriffen herleitbar sind. Wiedererkennung-Modelle hingegen heben z.B. hervor, dass phänomenale Begriffe *reine* Wiedererkennungsbegriffe sind (nach Peter Carruthers [2000]: „*purely* recognitional concepts“), die direkt auf ein Erlebnis-Token angewendet werden. Da in diesem Fall ein bestimmtes Erlebnis gegeben sein muss, um den relevanten phänomenalen Begriff zu erwerben (man kann schließlich ein Erlebnis nur dann wiedererkennen, wenn man es zuvor schon einmal gehabt hat), ist der phänomenale Begriff auch nicht von physikalischen Begriffen herleitbar. Konstitutionelle Modelle verweisen ebenso auf die spezielle Rolle, die ein Token des Referenten innerhalb des Begriffs einnimmt, um die begriffliche Isolation zu erklären (in diesem Fall fungiert das Token des Erlebnisses jedoch z.B. als spezielle Präsentationsweise oder als Vehikel des Begriffs).

Jenseits dieser drei Charakteristika, die zentral für die physikalistische Strategie phänomenaler Begriffe sind, können phänomenale Begriffe auch die epistemischen Besonderheiten phänomenaler Zustände erklären – insbesondere den direkten Zugang zu phänomenalen Zuständen sowie die Unkorrigierbarkeit (oder sogar Unfehlbarkeit) unserer diesbezüglichen Urteile (s. Kap. 39).

Diese epistemischen Besonderheiten können als Anzeichen dafür angesehen werden, dass phänomenale Zustände nicht-physikalischer Natur sind. So meinen manche Anti-Physikalistinnen, dass wir nur deshalb in der außergewöhnlich engen Relation der Bekanntschaft mit den eigenen phänomenalen Zuständen stehen können, weil diese Zustände selbst besonderer, nämlich nicht-physikalischer, Art sind. Wenn nun aber die Bekanntschaft (*acquaintance*) mit phänomenalen Zuständen bereits anhand von phänomenalen Begriffen erklärt werden kann, ergibt sich aus diesem epistemisch bemerkenswerten Zugang nicht mehr zwingend, dass die phänomenalen Zustände selbst besonderer Natur sind. Das heißt, auch innerhalb dieser Debatte kann ein metaphysischer Dualismus wieder durch einen begrifflichen Dualismus ersetzt werden.

Die konkurrierenden Modelle phänomenaler Begriffe eignen sich unterschiedlich gut, um die epistemischen Besonderheiten phänomenaler Zustände zu erfassen. Konstitutionelle Modelle z.B. können die direkte Bekanntschaft mit phänomenalen Zuständen und die Unkorrigierbarkeit unsere diesbezüglichen Urteile elegant erklären. Wenn phänomenale Begriffe von phänomenalen Zuständen konstituiert sind, so ist in dem basalen Gebrauch des Begriffs stets ein Token des Erlebnistypus gegeben, auf den sich der Begriff bezieht. Daher ist es unmöglich, sich über das Vorkommen eines phänomenalen Zustands zu irren, da die basale Anwendung des phänomenalen Begriffs bereits das Vorkommen des relevanten Zustandes impliziert. Phänomenale Begriffe vermögen also nach diesem Modell sowohl den direkten Zugang zu (oder die Bekanntschaft mit)

phänomenalen Zuständen (Balog 2012) als auch die Unkorrigierbarkeit unserer diesbezüglichen Urteile (Chalmers 2003) zu erhellen.

27.4. Anti-physikalistische Theorien phänomenaler Begriffe

Manche Philosophen meinen, dass der direkte, phänomenale Bezug phänomenaler Begriffe bedeutet, dass diese ihre Referenten anhand deren *essentieller* Eigenschaften herausgreifen. Basierend auf dieser Überlegung wurden nun anti-physikalistische Argumente entwickelt.

Terence Horgan und John Tienson (2001) argumentieren z.B. folgendermaßen: Ein phänomenaler Begriff erfasst seinen Referenten phänomenal und nicht physikalisch-funktional. Somit bezieht sich ein phänomenaler Begriff auf den phänomenalen Zustand direkt und anhand dessen essentieller Eigenschaft, wie es ist, in diesem Zustand zu sein. Wenn aber ein phänomenaler Zustand anhand seiner essentiellen Natur erfasst wird, und dies über einen Begriff gelingt, der ihn nicht auf physikalisch-funktionale Weise erfasst, dann ist ein phänomenaler Zustand kein physikalisch-funktionaler Zustand. Weitere Argumente, die vom direkten Bezug phänomenaler Begriffe anhand essentieller Eigenschaften der Referenten auf die nicht-physikalische Natur dieser Referenten schließen, finden sich z.B. bei Martine Nida-Rümelin (2007), Philip Goff (2011) und Martina Fürst (2014).

Das bekannteste anti-physikalistische Argument auf Basis phänomenaler Begriffe wurde von David Chalmers (2007) entwickelt. Sein ‚*Master Argument*‘ ist weitreichend, da es jedes physikalistische Modell phänomenaler Begriffe betrifft. Das Argument basiert auf folgender Überlegung: Ist es vorstellbar, dass philosophische Zombies phänomenale Begriffe besitzen? Chalmers zufolge ergibt sich für physikalistische Theorien phänomenaler Begriffe bei der Beantwortung dieser Frage das folgende Dilemma: Wenn phänomenale Begriffe so reichhaltig (‚thick‘) sind, dass Zombies sie nicht besitzen können, dann sind phänomenale Begriffe auch nicht physikalisch erfassbar und die Begriffe führen selbst zu einer Erklärungslücke. Wenn phänomenale Begriffe jedoch so dünn (‚thin‘) sind, dass Zombies sie besitzen können, dann können phänomenale Begriffe unseren speziellen epistemischen Zugang zu phänomenalen Zuständen nicht erklären. Daraus folgt, dass keine Theorie phänomenaler Begriffe zugleich eine physikalistische Theorie sein kann *und* den besonderen epistemischen Zugang zu phänomenalen Zuständen erklären kann.

Manche Physikalisten (Balog 2012; Carruthers/Veillet 2007) begegnen Chalmers’ Argument, indem sie hervorheben, dass auch phänomenale Begriffe selbst auf zwei Arten konzeptualisiert werden können – phänomenal und physikalisch. Das angebliche Dilemma sei daher nur ein Resultat der unterschiedlichen Konzeptualisierungen phänomenaler Begriffe und stelle somit kein Problem für den Physikalismus dar.

27.5 Kritik an der Theorie phänomenaler Begriffe

Abschließend soll nicht unerwähnt bleiben, dass, all den ausgefeilten Theorien zum Trotz, die Existenz phänomenaler Begriffe nicht unumstritten ist (Ball 2009; Tye 2009). So argumentiert Michael Tye, ein vormaliger Verteidiger phänomenaler Begriffe, in *Consciousness Revisited. Materialism without Phenomenal Concepts* (2009) ausführlich, dass alle Modelle phänomenaler Begriffe mit unterschiedlichen, aber stets schwerwiegenden Problemen behaftet sind. Zum Beispiel sieht er das konstitutionelle Modell mit der Herausforderung konfrontiert, dass das Token des phänomenalen Zustandes, welches den Begriff konstituiert, eine Vielzahl an Eigenschaften beinhaltet und daher nicht klar ist, wie es eine einzige, bestimmte Referenz festzulegen vermag. Generell besteht das Hauptproblem der Theorie phänomenaler Begriffe Tye zufolge darin, dass bisher kein physikalistisches Modell konstruiert wurde, das alle zentralen Eigenschaften, die erklärungskräftige phänomenale Begriffe besitzen müssten, zufriedenstellend in sich vereint. Folglich plädiert Tye dafür, die Theorie phänomenaler Begriffe generell fallen zu lassen und in der Verteidigung des Physikalismus an deren Stelle das Phänomen der besonderen Bekanntheit mit phänomenalen Zuständen zu setzen.

27.6 Zusammenfassung

Aus der grundlegenden Einsicht, dass es eine spezielle Art und Weise gibt, phänomenale Zustände zu konzeptualisieren, entwickelte sich die Theorie phänomenaler Begriffe. Phänomenale Begriffe sind spezielle Begriffe, mittels derer wir uns auf subjektive und phänomenale Weise auf phänomenale Zustände beziehen können. Sie unterscheiden sich in bedeutender Hinsicht von anderen Begriffen, z.B. in ihrer Referenzweise, ihrer Präsentationsweise, der fehlenden inferentiellen Verbindung zu anderen Begriffen und ihren Erwerbsbedingungen. Anhand dieser Spezifika bieten sie ein vielversprechendes Modell an, um sowohl Intuitionen bezüglich der metaphysischen Natur als auch der epistemischen Besonderheiten phänomenaler Zustände zu erklären und somit zu einem tieferen Verständnis des Geistes zu gelangen.

Literatur

- Balog, Katalin: Phenomenal Concepts. In: Brian McLaughlin, Ansgar Beckermann, Sven Walter (Hg.): *The Oxford Handbook for the Philosophy of Mind*. New York 2009, 292–312.
- Balog, Katalin: In Defense of the Phenomenal Concept Strategy. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 84/1 (2012), 1–23.
- Ball, Derek: There Are No Phenomenal Concepts. In: *Mind* 118/472 (2009), 935–962.
- Block, Ned: Are Absent Qualia Impossible?, In: *The Philosophical Review* 89 (1980), 257–274.

- Carruthers, Peter: *Phenomenal Consciousness*. Cambridge 2000.
- Carruthers, Peter/Veillet, Benedicte: The Phenomenal Concept Strategy. In: *Journal of Consciousness Studies* 14/9 (2007), 212–236.
- Chalmers, David: The Content and Epistemology of Phenomenal Belief. In: Quentin Smith, Aleksandar Jokic (Hg.): *Consciousness. New Philosophical Perspectives*. New York 2003, 220–272.
- Chalmers, David: Phenomenal Concepts and the Explanatory Gap. In: Torin Alter, Sven Walter (Hg.): *Phenomenal Concepts and Phenomenal Knowledge*. New York 2007, 167–194.
- Chalmers, David: *The Conscious Mind*. New York 1996.
- Diaz-Leon, Esa: Phenomenal Concepts. Neither Circular nor Opaque. In: *Philosophical Psychology* 29/8 (2016), 1186–1199.
- Fürst, Martina: Closing the Conceptual Gap in Epistemic Injustice. In: *The Philosophical Quarterly*, (2023), 1-22. doi: <https://doi.org/10.1093/pq/pqad024>.
- Fürst, Martina: A Dualist Account of Phenomenal Concepts. In: Andrea Lavazza, Howard Robinson (Hg.): *Contemporary Dualism. A Defense*. New York 2014, 112–136.
- Goff, Philip: A posteriori Physicalists Get Our Phenomenal Concepts Wrong. In: *Australasian Journal of Philosophy* 89/2 (2011), 191–209.
- Hill, Christopher/McLaughlin, Brian: There Are Fewer Things Than Are Dreamt of in Chalmers' Philosophy. In: *Philosophy and Phenomenological Research* LIX (1999), 445–454.
- Horgan, Terence/Tienson, John: Deconstructing New Wave Materialism. In: Carl Gillett/Barry Loewer (Hg.): *Physicalism and Its Discontents*. Cambridge 2001, 307–318.
- Ismael, Jenann: Science and the Phenomenal. In: *Philosophy of Science* 66 (1999), 351–356.
- Jackson, Frank: Epiphenomenal Qualia. In: *Philosophical Quarterly* 32 (1982), 127–136.
- Levin, Janet: What Is a Phenomenal Concept? In: Torin Alter, Sven Walter (Hg.): *Phenomenal Concepts and Phenomenal Knowledge*. New York 2007, 87–111.
- Levine, Joseph: *Purple Haze*. New York 2001.
- Loar, Brian: Phenomenal States. In: *Philosophical Perspectives* 4 (1990), 81–108. (Revidierte Version in: Ned Block, Owen Flanagan, Güven Güzeldere (Hg.): *The Nature of Consciousness*. Cambridge 1997, 597–616.)
- Nida-Rümelin, Martine: Grasping Phenomenal Properties. In: Torin Alter, Sven Walter (Hg.): *Phenomenal Concepts and Phenomenal Knowledge. New Essays on Consciousness and Physicalism*. New York 2007, 307–338.
- Papineau, David: *Thinking About Consciousness*. New York 2002.
- Papineau, David: Phenomenal and Perceptual Concepts. In: Torin Alter, Sven Walter (Hg.): *Phenomenal Concepts and Phenomenal Knowledge*, New York 2007, 111–145.

Perry, John: Knowledge, Possibility, and Consciousness. Cambridge, Mass. 2001.

Stoljar, Daniel: Physicalism and Phenomenal Concepts. In: Mind and Language 20 (2005), 469–494.

Tye, Michael: Color, Consciousness and Content. Cambridge, Mass. 2000.

Tye Michael: Consciousness Revisited. Materialism without Phenomenal Concepts. Cambridge, Mass. 2009.

Martina Fürst